

Urs Althaus

Ich, der Neger

Mein Leben zwischen Highlife und Pleiten

Bearbeitet von Helmut-Maria Glogger

WÖRTERSEH

*Für meine Mutter Irma Althaus in Altdorf
und alle Mütter dieser Welt*

*Es gibt nichts Schöneres im Leben,
als die Einheit zu spüren.*

Inhalt

Ich war noch nie in New York	11
Ein heißer Sommer	18
Schwarz, Schweizer, unehelich	22
Kindergarten, Krippenspiel	27
Mädchen, Tanzen, Fühlen	30
Fußball, Lernen, Modeschau	35
München, Bangkok, Hongkong, Tokio, Paris	41
Ford, Elite, Saint Laurent	45
Schwarz, 21, ein Star	54
Pavarotti, Beckenbauer, Nurejew	62
Liebe, Jack, die Pille	67
Aus Ecstasy wird Xtazy	70
Xtazy-Höhenflug nach Paris	75
Offener Brief an meine Mutter	79
Pleite und Handicap Hautfarbe	88
Polizei in Zürich, Jetset in Klosters	98
Rom, Sex auf offener Bühne	104
840 000 Franken Verlust, Valentino sauer	111
Actors Studio und kleine Rollen	119
Südafrika, Iman, Only Black	125
Keine Schwarzen bei Dior, Schauspielunterricht, schwuler Indianer	133
Genialer Schuss ins Lattenkreuz	139

Eigil, Liebe, Sadomaso	142
Der Actionfilm und der Vietnam-Veteran	149
Leiden, saufen, Afrolook	157
Sean Connery, Murray Abraham, Jean-Jacques Annaud	164
Gary, eigene Modelinie	171
Sex, Drogen, Wahnsinn	182
Freiheit, Zürich, fester Job	189
Wein, Erfolg und Neid	193
Schweizer Modelkrieg, Option, Miss Wonderbra	201
Indien, Tibet, der Dalai Lama	206
Models, Sex, Skandal	211
Aga Khan, Streit, Schlussstrich	214
Liebe und Verrat, Shakespeare auf dem Hafenkran	216
Neger bleibt Neger, schwarz bleibt schwarz	223
Ein Schweizer Leben	227

Anhang: Filme mit Urs Althaus 231

Ich war noch nie in New York

oder

Wo ist mein Gesicht auf dem Times Square?

New York kann traurig sein.

Besonders im November. 1977 ist Erdnussfarmer Jimmy Carter Präsident der Vereinigten Staaten. Carters Bruder Billy ist Säufer und dem »Playboy« sieben Seiten wert. Eine Schwedin wird »Miss World«. Ägyptens Staatspräsident Anwar as-Sadat bestätigt das Existenzrecht Israels. »Der Butt« von Günter Grass ist auf Platz eins der Bestsellerliste.

Für mich wichtiger: Die Modelagentur Elite aus Paris öffnet in New York ihre Pforten. Mein Agent Zoltan »Zoli« Rendessy gibt dazu eine seiner berühmten Star-Partys. Elite-Gründer John Casablancas ist da, ebenso Apollonia van Ravenstein und Cheryl Tiegs, die berühmten Titelgirls der Badeanzugausgabe von »Sports Illustrated«. Die Szene-Coiffeure Ara Gallant und John Sahag, Fotografen wie Bruce Weber, John Peden, Richard Avedon und Patrick Demarchelier im Schlepptau.

Ein idealer Rahmen, um das neue Modewunderkind New Yorks zu feiern: Die 22-jährige Prinzessin Diane de Beauvau-Craon stellt mit Elite-Models ihre erste Kollektion vor. Locker drapierte Seidenstoffe, lang gezogene V-Ausschnitte, drei Schichten Chiffon über nackten Busen. Mode eines Society-Darlings, das sich Mädchen, Agenten, Fotografen, Prominenz kaufen kann. Sie ist die Enkelin des bolivianischen Zinnkönigs Patiño.

Ich suche an diesem Donnerstagmorgen keine Agentur, kein

Model, keinen Coiffeur, keinen Fotografen, keinen Bruder, keine Frau, kein Modekind, keinen Zinnkönig.

Ich suche mich.

Genauer: Ich suche mein Gesicht. Mein schwarzes Gesicht. An diesem neblig-weißen Morgen in New York.

Ich weiß, wo ich mich finden könnte: an einem Zeitungsstand. Dort wird das »GQ«-Magazin (»Gentlemen's Quarterly«) verkauft, die einflussreichste Modebibel für den Mann von heute und morgen. Zwischen Dampfsäulen aus der New Yorker U-Bahn entdecke ich bei den Zeitschriftenverkäufern die neue »Vogue«. Mit Made-moiselle Beauvau. Die neue Ausgabe von »Rolling Stone«, mit dem Rockstar Pete Townshend von The Who als Karikatur auf dem Cover.

Nirgends ein »GQ«.

Mir wird bange. Wurde der Titel in letzter Minute vom Chefredakteur gekillt? Griff der allmächtige Verleger ein? Zogen die Anzeigenkunden Doppelseiten zurück? Weigerte sich der Vertrieb, diese Ausgabe von »GQ« auszuliefern? Auf Druck rassistischer Südstaatler – weil ich als erstes schwarzes Model es geschafft habe, auf das Titelblatt eines US-Männermagazins zu kommen?

Die Situation hat sich, während ich dies schreibe, nicht wirklich geändert. Trotz Barack Obama, dem ersten schwarzen Präsidenten. Gerade entfacht wieder ein Schwarzer auf dem Titelblatt eine Diskussion. Die US-»Vogue« wagt es 2009, erstmals in ihrer Geschichte, einen schwarzen Mann auf ihr Cover zu setzen. Einen Baseball-Star, immerhin abgefedert mit dem halbweißen Model Gisele Bündchen, das in ein züchtiges Seidenkleid gehüllt wurde.

So ist ein Schwarzer auf dem Titelblatt 1977 erst recht eine Provokation. Seit »GQ« als Fashion-Magazin 1957 vom Lifestyle-Verlagshaus Condé Nast gegründet wurde, ist noch nie ein Model mit anderer Hautfarbe als Weiß auf dem Cover gewesen.

Ich laufe um die Ecke 53. Straße, Second Avenue. Von Zeitungsstand zu Zeitungsstand. Nichts. Mein Gesicht ist an diesem Morgen unauffindbar. Die anderen Modehefte liegen alle da. An jedem

Kiosk, an dem ich vorbeihaste. Und die stören mich jetzt, diese »Vogue«, »Vanity Fair«, »Glamour Magazine«, »New York Magazine«.

Denn keine Spur von mir als Titel-Boy in den Gestellen der Open-Air-Kioske.

»Sorry, man! It's not your day«, sagt mir ein Inder, der gerade Stapel von Zeitschriften ordnet. Genau! Die anderen Hefte erscheinen jeweils am Dienstag. »GQ« jedoch wird donnerstags ausgeliefert. Aber um diese Tageszeit ist das Magazin noch nicht da. Kein Wunder, bei dem Verkehr.

Als ich mich endlich finde, sehe ich seltsam faltig aus: Ich gucke als Mann mit Hut durch die dünnen Verpackungsriemen, die die Ausgaben zusammenhalten, in den New Yorker Morgen: als Deckblatt der Lieferung druckfrischer »GQs«.

So habe ich mich gefunden an diesem Donnerstagmorgen, dem 17. November 1977. Mich kaufen aber will ich nicht an dieser zugigen Ecke New Yorks. Dazu wähle ich die feinste Adresse: den exquisiten internationalen Zeitungsstand neben dem Luxushotel The Plaza an der Fifth Avenue, Central Park South.

Wie viel ein »GQ« kostet? Zwei Dollar! Egal: Das ist mir an diesem Tag mein Gesicht allemal wert.

Ich will mich bewundern!

Wer wollte das nicht?

Ich. Ich. Ich. Das erste schwarze Model auf dem Cover von »GQ«, das weltweit erscheint. Abgelichtet und in Szene gesetzt von dem berühmten New Yorker Fotografen John Peden, der die reichsten und berühmtesten Amerikaner auf Zelluloid bannt.

Was für ein Moment. Endlich habe ich die 260 Seiten Edelpapier in der Hand. Perfekt gedruckt. Tiefdruck. Mit klammen Fingern halte ich das Magazin. Ich kann es kaum fassen. Das bin ich. Da vorne drauf. Mit Hut. Links neben mir die vier dicken Titelzeilen »How to Get Your Wardrobe Together«.

Ein dickes Paket Mode, das ich wieder und wieder durchblättere. Zumal ich nach den Anzeigen der großen US-Labels mein

Gesicht im Heftinneren erneut entdecke, als Anreißer für die Bildstrecke in der Mitte des Heftes, in der ich aktuelle Herbstmode präsentiere – auf vierzig Seiten. Auf fast jeder Doppelseite! Sagenhaft.

Natürlich bin ich stolz.

Natürlich wachsen mir Flügel.

Natürlich bin ich an diesem Morgen der wichtigste Mann New Yorks.

Begehrt von den Topshots der Branche. Gebucht bis zum Umfallen.

Diesen Erfolg als Mannmodel habe ich mir nicht mit Modezaren oder -redakteuren erschlafen: Ich hatte beste Referenzen von besten europäischen Modehäusern. Glück kam dazu. Ausgerechnet am Tag des berühmten »Black-outs« in New York, dem totalen Stromausfall, erfuhr ich von meinem Agenten bei Kerzenlicht: »Urs, »GQ« – »Gentlemen's Quarterly« will dich. Das wird es! Dein Durchbruch! Das Größte!«

Ehrlicherweise muss ich anfügen: Sie wollten nicht nur mich. Auch das berühmte weiße Model Roland Wadenpul war dabei.

Trotzdem war ich damals sprachlos, bin es heute noch. Auch mein Agent Zoltan »Zoli« Rendessy staunte, diese legendäre Figur der internationalen Modeszene.

Sollte ich es wirklich geschafft haben, ausgerechnet in New York den Ritterschlag der Modewelt zu erhalten? Ich konnte nicht aufhören zu träumen, damals im »Plaza«. Ich war 21 Jahre jung, ich war attraktiv und fotogen. Ich dachte nicht an das Morgen, nur an das Heute. Ich wusste: Urs, nach diesem Job liegt dir die Modewelt zu Füßen. Agenturen reißen sich um dich, Fotografen sowieso. Katalogarbeiten in der Karibik, Werbekampagnen auf Hawaii oder den Pazifik-Atollen, wenn es in der Schweiz lausig kalt ist. Modehäuser können ohne dich keinen Erfolg haben! Ich war der glücklichste Mensch von New York City, glaubte zu wissen, das weiße Amerika habe mich in seinen erlauchten Kreis aufgenommen. Mir fielen zwei Begebenheiten ein, mit denen mich dieses weiße Amerika nur kurz zuvor irritiert hatte. Bei meiner Bookerin hatte ich

eine Casting-Anzeige hängen sehen. Gesucht wurden Träger des »All American Look«. Ich fragte nach, ob ich an jenes Casting fahren könne. Meine Bookerin stutzte. Dann sah sie mir lange in die Augen und erklärte: »Urs, du bist wirklich süß, aber dieses Casting ist nichts für dich. »All American Look« ist nur was für Weiße.«

Sollte das etwa ein Witz sein? Ich war mehr als erstaunt. Amerika, das klassische Einwandererland! Der Schmelztiegel der Nationen, die neue Welt! Und hier waren nur Weiße »all American«?

Wie genau die einzelnen Zutaten in diesem Schmelztiegel unterschieden wurden, erfuhr ich kurz darauf. Ich wurde zu Helen Weepman geschickt – der Staranwältin der ausländischen Models, die es immer wieder schaffte, uns, aus aller Herren Ländern ange-reist, ein Visum zu beschaffen.

Zuerst wollte Helen mich von unserem Rendezvous fortjagen, da sie, wie sie mit spitzer Stimme erklärte, »einen Schweizer erwartete«. Nachdem sie sich bei meiner Agentur vergewissert hatte, dass ich tatsächlich der gesuchte Schweizer war, durfte ich jedoch das Antragsformular ausfüllen. Als ich es ihr zurückgab, fand sie darin sogleich einen Fehler. »Da!« Sie kniff die Augen zusammen, rückte ihre Brille zurecht und bohrte den knallrot lackierten Nagel ihres Zeigefingers in das Blatt Papier, knapp unterhalb des Stichwortes »Nationalität«. Dort stand »Swiss«. Auch »Konfession« hatte ich korrekt ausgefüllt: »Protestant«. Dann, eine Zeile tiefer, der Fingernagel der Anwältin. Es war die Zeile, in der man sich eine Hautfarbe aussuchen durfte. Weiß, Schwarz, Braun, Rot, Gelb. Ich hatte sie leer gelassen. Denn wenn es nach mir ging, so war ich schlicht und ergreifend Schweizer. »Es gibt keine schwarzen, asiatischen oder weißen Schweizer in der Schweiz. Auch keine Hispano-Schweizer«, erklärte ich empört. Helen Weepman nahm mir ungeduldig den Bogen aus der Hand. »Mein Stundenansatz ist ziemlich hoch. Und wenn du hier in Amerika arbeiten willst, dann lernst du besser schnell, dass du ein schwarzer Schweizer bist, nicht einfach nur ein Schweizer. Also mach jetzt hier ein Kreuz, sonst bekommst du kein Visum.«

So lernte ich nach und nach, dass ich in Amerika nicht der Urs aus der Schweiz, sondern der schwarze Urs aus der Schweiz war.

Ein paar Tage nach meinem Visumsantrag hatte ich ein Shooting mit einem berühmten europäischen Fotografen, Alberto Rizzo, für das »Brides Magazine«. Zu jener Zeit versuchten alle Fotografen, die in Europa zu Ruhm und Ehre gelangt waren, in Amerika zu Geld zu kommen. Es waren vier Models für das Shooting gebucht worden, zwei schwarze, zwei weiße. Ich dachte mir überhaupt nichts dabei und stellte mich, auf dem Set angekommen, einfach auf einer Seite der kleinen Gruppe dazu.

»Urs, wir sind hier in New York, also müssen wir das getrennt fotografieren. Bitte stell dich nach rechts, zu deinem Mädchen.« Der Fotograf sagte es freundlich lächelnd – und ich tat, als sei nichts weiter passiert. Nach dem Shooting meinte meine – natürlich schwarze – Braut: »Weißt du, wenn du länger hier in Amerika arbeitest, dann lernst du, mit diesen Dingen umzugehen.« So war das damals. Alle Models sprachen von »diesen Dingen«. Nie sprach jemand von Rassismus.

Es war Harry Coulianos, der Art-Director von »GQ«, der meinen Erfolg überhaupt möglich machte. Er hatte bei dem konservativen Modeblatt die Zügel in die Hand genommen. Harry entdeckte nicht nur mich, sondern auch Bruce Weber, den späteren Starfotografen, der mit seinen Muskelboys berühmt wurde.

Er schickte mich damals für »GQ« zu John Peden, einem stillen, aufgehenden Star am Fotografenhimmel, zunächst nur für die Innenseiten. Schon die Polaroids, die vor allen Sequenzen gemacht werden, fielen in Harrys und Johns Augen überdurchschnittlich gut aus.

Und das, obwohl Harry Coulianos mich bei unserem ersten Meeting fassungslos angestarrt hatte und nicht glauben konnte, dass es in der Schweiz überhaupt einen »Black Boy« gab. Er, der Sohn griechischer Einwanderer, begriff, was mir dieses Shooting bedeutete. Er nahm mich im End-Layout auf fast jede Doppelseite.

Tage nach den Aufnahmen bei Peden saß ich bei Harry in der »GQ«-Redaktion im Hochhaus des Verlagsgiganten Condé Nast.

Harry, der später an Aids starb, wollte mir die Bilder als Dias zeigen. Als einer der Großen der Branche ahnte er besser als ich, was da auf mich zukommen würde – waren die Bilder erst einmal veröffentlicht.

Er fragte mich nach meiner Jugend, meiner Familie, meiner Mutter, meinem Leben, quetschte alles raus. Dann ging er mit mir zum Leuchtpult in seinem großen, mit Katalogen, Bildern, Modelpostern fast zugeschütteten Büro, wo die Fotos von mir wie gerahmte Zinnsoldaten auf der beleuchteten Scheibe lagen.

»Urs! Diese Bilder machen dich zum Star!«

Dann schluckte er, sah aus dem Hochhausfenster auf den Wahnsinn namens New York. »Dich machen sie zum Star ...«, wiederholte er und fügte dann an: »... und ich, ich verliere wohl meinen Job.«

»Wieso das denn!«, rief ich entsetzt, »ist das Shooting denn so schlecht?«

»Die Bilder sind fantastisch.«

»Aber? Sie sind noch nicht abgesegnet?«, fragte ich.

Harry lachte. »Urs! Ich segne sie ab. Aber sie könnten ein Erdbeben auslösen.«

»Ist die Mode so revolutionär?«

»Die nicht. Ich hoffe nur, dass die Zeit reif ist für einen Schwarzen auf dem Titel von ›GQ‹.«

Zwei Wochen hörte ich nichts.

Dann rief Harry meinen Agenten Zoltan an und sagte: »Urs muss noch mal fotografiert werden!«

»Warum? Was ging beim ersten Shooting daneben?«

»Nichts. Gar nichts. Urs muss für das Cover von ›GQ‹ fotografiert werden!«

Zoltan schluckte. Dachte wohl heimlich, dass ich mich bei dem Shooting danebenbenommen hatte. Zoli suchte seine Models nicht nur nach deren Aussehen aus, er achtete auch auf ihr gutes Benehmen, das auch ich Jahrzehnte später als Mitinhaber einer der bekanntesten Schweizer Modelagenturen von meinen weiblichen und

männlichen Models kompromisslos einforderte. Europäische Schule eben.

Doch darum ging es Harry nicht, das wusste ich. Und ich wusste, wie perfekt die Innenseiten waren. Diese hatte ich ja schon bei ihm im Büro gesehen.

Sie wollten tatsächlich mein Gesicht auf ihre Titelseite drucken, das erste schwarze Modelgesicht auf der Titelseite seit Gründung des Magazins!

»Ist langsam Zeit für Amerika, dass deine Hautfarbe das Cover dieser Zeitschrift ziert«, strahlte Harry Coulianos. Und nachdem wir uns in seinem Büro wieder über die Dias gebeugt hatten, fügte er an: »Urs! Mit dieser Ausgabe von ›GQ‹ schreiben wir Modegeschichte.«

Ein heißer Sommer

oder

Als Stammgast im »Studio 54«

Damals nahm ich noch keine Drogen.

In den ersten Tagen, als ich als Farbiger mich auf einer weißen Zeitschrift gesehen hatte, glaubte ich: Urs, du hast es geschafft!

Ich war sicher, damals vor dem »Plaza«, dass die Nachricht in wenigen Stunden wie ein Lauffeuer durch die Modeszene der westlichen Welt fegen würde: ein Neger auf dem Titel! Jeder im Big Apple, der etwas mit Mode zu tun hatte, konnte doch sehen, dass er nur einen buchen musste: the Black Boy from Switzerland.

Besonders die Freunde aus dem »Studio 54«, aus der weit verzweigten Mode-Family von Pop-Art-Guru Andy Warhol, der in der

Subkultur seiner New Yorker »Factory« mit ihren 57 Mitgliedern Kunst, Filme und Siebdrucke am Fließband fabrizierte, sich mit Rockstars wie Mick Jagger oder David Bowie und einer großen Entourage vergnügte; Warhol war der wohl einflussreichste Nicht-Art-Director aller Zeiten – für Mode.

Nie zuvor hatte es etwas dem »Studio 54« Vergleichbares gegeben: ein Inferno – oder Nirwana – aus Drogen, Geld, Macht, Politik und purer Lust. Ein Club, in dem jeder ein Star war, ob reich, arm, jung, alt, hetero oder schwul oder beides in einer Nacht – falls er am Türsteher vorbeikam. Selbst Lillian Carter, die Mutter des amtierenden Präsidenten Jimmy Carter, schwärmte: »Ich weiß nicht, ob ich im Himmel war oder in der Hölle.«

Eigentlich ist das ganze »Studio 54« heute für mich und alle, die überlebt haben, zu einer einzigen Erinnerung verschmolzen. Oder wie der »Spiegel« schwelgte: ein Spuk aus fernen Zeiten, vor Terror, vor Krieg, vor Aids, als ein Nachtclub an Manhattans 54th Street die Disco zu einem Lebensgefühl machte.

Nicht Hollywood, das »Studio 54« in New York erfand den Kult um Prominente neu. Da gab es den Coiffeur John Gerard, der mit seinem Klammeraffen Max garantiert Einlass bekam. Obwohl Max dem Erben einer Champagnerdynastie fast die Nase abgebissen hatte. Da tanzte Doris Duke, weit über siebzig Jahre alt, mit fast nackten Jamaikanern. Kein Problem für die zweitreichste Frau Amerikas. Kultautor Truman Capote gab sich die Kante bis zum Umfallen. Selbst die einstige First Lady Jackie Kennedy-Onassis verbrachte hier mehr als nur eine Nacht bis Tagesanbruch.

Interessanterweise erfanden zwei Freunde diesen Club, die keine Ahnung vom VIP-Business hatten: Steve Rubell und Ian Schrager kannten sich vom College. Rubell war der Party-Man, Schrager der Business-Boy. Sie mieteten auf der verdreckten New Yorker West Side ein altes Theater und TV-Studio, aus dem CBS lange die legendäre »Tonight Show« mit Johnny Carson gesendet hatte.

Der Club war riesig. 500 Menschen konnten auf der Tanzfläche toben. Es gab das beste Soundsystem, und ein »Mann im Mond«

im Neonlicht schniefte rhythmisch einen Löffel Kokain in die Nase. Einen Stock höher lag die berühmte Galerie. Der Raum für die Insider war im Keller. Da gab es auch den berühmten »Rubber Room«, dessen Gummiwände man abwaschen konnte. Nichts, was bizarrste Fantasien nicht übertroffen hätte.

Schon die Eröffnung am 26. April 1977 war eine Sensation. 5000 Einladungen waren verschickt worden. Um Mitternacht herrschte in Midtown Chaos. Alle kamen sie zur »Studio«-Premiere: Cher, Frank Sinatra, Mick und Bianca Jagger, Margaux Hemingway, Truman Capote, Andy Warhol, die Modezaren Klein und Halston mit ihren weiblichen Modellen und ihren männlichen Spielgefährten. »Als habe der Blitz eingeschlagen«, staunte Schrager. Viele mussten draußen bleiben.

Über Nacht erwarb sich das »Studio« den Ruf eines Sündenbabels. Aids war noch unbekannt, und der Konsum von Drogen gehörte in New York quasi zum guten Ton. Das »54« galt als Spielwiese für alle, die schon immer von Partys geträumt hatten, auf denen sie ihren Fantasien freien Lauf lassen und hemmungslos bis in die frühen Morgenstunden feiern konnten. Unter den Stammgästen: Diana Ross, Liza Minnelli, Elizabeth Taylor, Andy Warhol, die Jagger, Michael Jackson, Elton John, die noch unbekannte Madonna, Salvador Dalí, Supermodel Christie Brinkley und Grace Jones.

Grace Jones, die ich später immer mal wieder sehen sollte und mit deren Freund Dolph Lundgren ich später eine Show für Emanuel Ungaro bestritt, war die erste Frau, auf die das Wort »cool« zutraf. 1977 nahm sie ihr erstes Album auf. Als Disco-Lady mit Lederpeitsche war Grace Jones im »Studio 54« Kult. Sie ließ ihren Hit »I Need a Man« vom Publikum mitsingen und abnicken. Das Vorspiel kannten alle! Grace als geölter Luxusbody. Als schultergepolstertes Science-Fiction-Geschöpf mit geometrisch fixiertem Kopf.

Disco-Hymnen aus dem »Studio« eroberten die Welt. »I Love the Nightlife«, »YMCA«, »Last Dance«. Die Popgruppe Chic schrieb